

Morgenandacht, 27. Januar 2019, Elisabeth Hunold-Lagies

Es gibt Dinge, die müssen einfach erzählt werden. Es gibt Umstände, die dürfen nicht verschwiegen und vergessen werden. Heute ist Shoah-Gedenktag.

Wichtiges muss erzählt werden

Wer am heutigen Sonntag einen katholischen Gottesdienst besucht, wird von einem der ersten öffentlichen Auftritte Jesu in einer Synagoge hören. Doch bevor diese Episode erzählt wird, sind die allerersten Verse des Lukasevangeliums vorgeschaltet. Der Verfasser dieses Evangeliums verweist darauf, dass schon viele über die Ereignisse um Jesu Leben und Wirken erzählt haben, und dass nun er selbst noch einmal „allem von Grund auf sorgfältig nachgehen“ will, um es aufzuschreiben. Wer Wichtiges erlebt hat, den drängt es zum Weitererzählen oder Aufschreiben. Andere sollen an den Erfahrungen teilhaben können, daraus Nutzen ziehen. Die Weitergabe von Erlebtem und Erfahrenem ist eine wichtige Säule aller menschlichen Entwicklung. Und diese Weitergabe ist offensichtlich auch eine verantwortungsvolle Aufgabe – deshalb das Versprechen, die Aufgabe mit aller Sorgfalt auszuführen.

Am heutigen 27. Januar ist der Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, der „Shoah-Gedenktag“. Drängt es uns da auch zum Weitererzählen? Oder eher nicht? Gibt es nicht auch Erfahrungen, über die wir lieber nicht mehr sprechen würden? Weil wir gerade nicht daran erinnert werden wollen? Oder weil sie uns immer noch sprachlos machen? Oder weil „es irgendwann auch mal gut ist“?

Die Frage, worüber wir sprechen, was wir damit bewirken wollen, mit welcher Ernsthaftigkeit wir ein Thema angehen, was wir vielleicht auch verschweigen, ist eine spannende Frage, die je nach Thema und je nach Personenkreis oft heftig diskutiert wird.

Der heutige Gedenktag berührt ein Thema, das aus unserem Bewusstsein nicht verschwinden darf. Die Opfer des Nationalsozialismus dürfen nicht vergessen werden; die Gefahr einer um sich greifenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal von Menschen, die zu Ausgegrenzten erklärt werden, darf nicht schweigend zur Kenntnis genommen werden.

Worüber sprechen wir? Worüber schweigen wir? Was ist uns so wichtig, dass es uns zum Weitererzählen drängt? Und gehen wir dabei „allem sorgfältig nach“, wie es der Verfasser des Lukasevangeliums verspricht? Ich lade Sie in den kommenden Tagen ein, diesen Fragen nachzugehen.

Morgenandacht, 28. Januar 2019, Elisabeth Hunold-Lagies

Wie gehen wir mit der Macht der Wörter um? Welche Verantwortung habe ich für das, was ich sage? Und welchen Wert hat die Vielschichtigkeit der Sprache?

Die Macht des Wortes

Wörter haben sehr unterschiedliches Gewicht. Manch eines wird überhört, oder es ist nur ein Füllwort. Manchmal weiß ich nicht richtig weiter; dann kann so ein „naja“, „halt“ oder „also“ schon mal ein wenig über die Klippe helfen. Andere Wörter kommen ganz anders daher. Das „Machtwort“, das Eltern oder die Lehrerin oder der Vorgesetzte sprechen, werden wir nicht so leicht überhören.

Ich möchte das „Machtwort“ einmal teilen in seine Bestandteile „Macht“ und „Wort“. Keine Frage: mit Sprache kann ich Macht ausüben. Wer einen großen Wortschatz hat, sich gut ausdrücken und souverän vor vielen Menschen reden kann, der wird respektiert. Vor lauter Respekt vor dem Redefluss fällt es möglicherweise gar nicht auf, wenn der Inhalt des Gesagten nicht die Erwartungen erfüllt.

Menschen können andere Menschen „an die Wand reden“, sie „mundtot“ machen – und alles nur durch Sprache.

Im zweiten biblischen Schöpfungsbericht wird der Mensch aufgefordert, den Tieren Namen zu geben. Dass er das darf, bedeutet Machtfülle. Was ich benennen kann, mache ich mir zu eigen. Natürlich ist es hilfreich und notwendig, klare Begriffe zu haben. Sonst würden wir viel aneinander vorbei reden. Aber Begriffe legen auch fest. „So und nicht anders!“ ist eine solche Festlegung, die weiteres Nachdenken verhindern kann, die in Schubladen stecken kann.

In einem Gedicht von Rainer Maria Rilke heißt es:

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus.
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.

Wo bleibt bei dieser Eindeutigkeit die Poesie? Die Vielschichtigkeit von Sprache? Das Geheimnisvolle? Wo bleibt das „lebendige Wort“?

Es gibt einen Unterschied zwischen „Wörtern“ und „Worten“. Wörter sind zählbar. Worte prägen sich mir ein und können zu Leitworten werden. Im Johannesevangelium wird Jesus als Wort bezeichnet, das Mensch wird.

Das lebendige Wort

Unsere Sprache macht einen Unterschied zwischen „Wörtern“ und „Worten“. Der Wortschatz eines Menschen besteht aus einer bestimmten Anzahl von Wörtern. Wenn ein Zeitungsartikel eine festgelegte Länge nicht überschreiten darf, muss auf die Anzahl der Wörter geachtet werden; auch für die Ermittlung eines Fehlerquotienten musste ich früher bei Englisch- oder Französisch-Klausuren die Wörter in meinem Aufsatz zählen. Mit dem Inhalt hat das zunächst nichts zu tun.

Und dann gibt es Sätze, eine ganz bestimmte Zusammenstellung mehrerer Wörter, aus denen werden „Worte“. Und solche Worte leben. Sie können zu Wegbegleitern werden, ich kann sie „in meinem Herzen bewegen“, sie mit mir herumtragen, mich von ihnen inspirieren oder stärken lassen. Sie können neue Perspektiven eröffnen, Haltungen deutlich machen. Viele große Persönlichkeiten haben Sätze gesagt, die noch lange nach ihrem Tod nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Institutionen geben sich Leitworte, um den inneren Geist aufzuzeigen, der ihre Arbeit prägt.

Für gläubige Menschen gibt es einen reichen Schatz an solchen Worten. „Fürchte dich nicht! Ich habe dich beim Namen gerufen“. Dieser Satz aus dem Buch des Propheten Jesaja ist so ein Wort. Es ist ein Zuspruch und es eröffnet eine Beziehung und einen Begegnungsraum.

Im Johannesevangelium begegnet uns ein Satz, der in ganz besonderer Weise zeigt, wie aus dem Wort Leben entstehen kann: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“. Es ist eine sehr poetische und theologische Umschreibung für die Geburt Jesu. Das Wort, das Schöpferwort, zeigt sich in einem Menschen. In Jesus von Nazareth, der seinerseits ein Meister des Wortes ist, der seine Zuhörerinnen und Zuhörer zu fesseln vermag.

Die Worte Jesu treffen in unser Leben hinein. An vielen Stellen der Evangelien hören wir seine Mahnung, nicht nur daher zu plappern, sondern ernsthaft und überlegt zu sprechen. Wir hören die Aufforderung, unsere Worte und unser Handeln in Einklang zu bringen: keine leeren Versprechungen, keine ständige Wiederholung von Ritualen, die nicht nach ihrem Sinn für den Menschen fragen. Und wir hören die Aufforderung, für Recht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit einzutreten. Und wenn wir das tun – hören und danach handeln – dann können uns die Stürme des Lebens nicht so ohne weiteres aus der Bahn werfen. Dann sind wir „wie ein kluger Mann, der sein Haus auf Fels baute“, wie Jesus es zum Abschluss der Bergpredigt formuliert.

Was beim Spiel „Stille Post“ lustig ist - dass man das ursprüngliche Wort am Ende nicht wiedererkennt, kann sich im konkreten Leben bedenklich entwickeln. Ein Beispiel ist das Unwort des Jahres: „Anti-Abschiebe-Industrie“.

Da läuft was aus dem Ruder...

Gegenwärtig wird oft und leider oft auch zu Recht darüber geklagt, dass im Umgang mit der Sprache viele Regeln außer Kraft gesetzt werden, die lange als selbstverständlich galten. Die Hemmschwelle, mit Worten Hass zum Ausdruck zu bringen, Menschen zu verunglimpfen oder gezielt falsche Informationen in Umlauf zu bringen, sinkt deutlich. Derartiges auf den Weg zu bringen, ist das eine; begeistert auf den Zug aufzuspringen und sich an der Weitergabe und Ausschmückung solcher Hass- und Schimpftiraden zu beteiligen, das andere.

Was bei dem bekannten Spiel „Stille Post“ noch ganz amüsant sein mag, nämlich dass das ursprüngliche Wort am Ende kaum noch zu erkennen ist, kann beim Weitererzählen von Gerüchten zu einem großen Problem werden. Von Mal zu Mal wird das Erzählte dramatischer, die Schuld des vermeintlichen Täters größer oder die bloßgestellte Person noch lächerlicher. Unhinterfragt werden Halbwahrheiten ausgeschmückt.

Vor kurzem wurde das „Unwort des Jahres“ gewählt: Anti-Abschiebe-Industrie. Dieser Begriff ist eine polemische Umschreibung für die Arbeit von Hilfsorganisationen und ihrem Bemühen, abgelehnte Asylbewerber rechtlich zu beraten. In einer Stellungnahme der Linguistik-Professorin Janich, der Sprecherin der Jury, heißt es, dass sich „die Sagbarkeitsregeln in unserer Demokratie auf bedenkliche Weise verändern“.

Bedenkliche Veränderungen haben immer ihren Anfang unterhalb der großen öffentlichen Bühne. Das Jahr 2019 ist noch jung; der Jahreswechsel, an dem bekanntlich viele gute Vorsätze gefasst werden, liegt noch nicht lange zurück. Der Vorsatz, die eigenen Sprachgewohnheiten unter die Lupe zu nehmen, wäre sicher nicht der schlechteste.

Eine besonnene Wortwahl, die Überlegung, wie meine Urteile und Bewertungen bei meinem Gegenüber ankommen, eine wertschätzende Haltung in Gesprächen und eine sorgfältige Information vor dem Weitererzählen fallen mir als Zutaten ein. Ach ja – und die „Goldene Regel“ aus der Bergpredigt des Matthäusevangeliums: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“

Morgenandacht, 31. Januar 2019, Elisabeth Hunold-Lagies

Zum Reden gehört das Schweigen. Denken wir an Schweigeminuten oder Momente, in denen Schweigen wertvoller als Reden ist.

Schweigen kann aber auch zu großem Unrecht führen, wie die Geschichte zeigt. Im Buch Kohelet heißt es deshalb: „Es gibt eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden“.

Schweigen

Seit Tagen geht es an dieser Stelle um verschiedene Facetten unserer Sprache, unserer Sprachgewohnheiten und Kommunikationsformen. Einen Aspekt möchte ich dabei nicht außer Acht lassen: zum Reden gehört auch das Schweigen.

Schweigen kann eine angemessene Reaktion sein – weil das Leid meines Gegenüber zu groß ist oder weil meine Worte nur billiger Trost wären.

Schweigend bei jemandem zu verweilen, der nicht ein noch aus weiß, kann ein sehr wertvoller Dienst sein.

Schweigen drückt Betroffenheit aus. Eine Schweigeminute vieler Menschen im öffentlichen Raum kann eine große Kraft entfalten, und die Stille in einem Kirchenraum tut uns oft sehr gut. In der Stille kann ich meine Gedanken ordnen und zu mir selber kommen. In der Stille kann ich Kraft tanken. Stille ist etwas sehr Wertvolles, etwas, nach dem sich viele Menschen sehnen.

Ein Grund für mein Schweigen während eines Gespräches kann auch einfach bedeuten, dass ich Zeit zum Nachdenken brauche, dass ich nicht vorschnell und unüberlegt antworten möchte.

Aber es gibt auch ein ganz anderes Schweigen. Die unbeantwortete Frage. Das verweigerte Wort zur notwendigen Aussprache. Das Totschweigen und das Nicht-Benennen von Unrecht. Die schweigende Mehrheit. Von Martin Luther King stammt der Ausspruch: „Unsere Generation muss nicht allein büßen für die Hassworte und Untaten der Schlechten, sondern auch für das erschütternde Schweigen der Guten.“

Wenn Menschen sich nichts mehr zu sagen haben, kann durch ein Schweigen eine unerträgliche Spannung im Raum entstehen. Es gibt den auf den ersten Blick widersprüchlichen Begriff des „ohrenbetäubenden Schweigens“. Wer schon einmal verzweifelt darauf gewartet hat, dass endlich ein Gespräch möglich ist, weiß aus Erfahrung, dass Schweigen tatsächlich ohrenbetäubend sein kann.

Kohelet, ein Weisheitslehrer des Alten Testaments, hat mit seiner Betrachtung „Alles hat seine Zeit“ einen sehr lebensklugen Text verfasst. Ein Satz lautet: „Es gibt eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden“.

Hoffentlich gelingt es mir und anderen möglichst oft zu erkennen, wann der richtige Zeitpunkt zum Reden und zum Schweigen ist.

Morgenandacht, 1. Februar 2019, Elisabeth Hunold-Lagies

Nicht jeder Zeitpunkt und nicht jede Umgebung ist für ein wichtiges Gespräch geeignet. Gesagtes kann zudem durch zu viel Ablenkendes untergehen. Worte brauchen Zeit, um sich zu entfalten. So wie im biblischen Gleichnis nicht jede Saat sofort aufgeht.

Ein Wort ist ausgesandt

Kennen Sie das? Sie sind begeistert von einer Idee und wollen andere davon überzeugen. Ihr Gegenüber reagiert kaum. Sie haben eine Reise gemacht, wollen davon erzählen, aber die Runde am Tisch ist mit ganz anderen Themen beschäftigt.

Längst nicht alles, was gesagt wird, kommt bei denen, die es hören, wirklich an. Das ist eine alltägliche Erfahrung. Und es ist auch nicht immer so schlimm. Schließlich reden und hören wir im Laufe des Tages eine ganze Menge, und nicht alles ist wirklich wichtig.

Einschneidender wird diese Erfahrung, wenn uns viel daran liegt, dass das Gesagte ankommt. Eltern erleben es, dass sie in der Erziehung vieles wieder und wieder zur Sprache bringen und trotzdem noch das Gefühl haben, die Tochter oder der Sohn hört es nicht. „Rede ich gegen eine Wand?“ werden sie sich fragen.

In einem bekannten Gleichnis erzählt Jesus von einem Sämann, der Samen ausstreut und damit leben muss, dass nur ein Teil der Saat aufgeht und Frucht bringt. Zu viele Risiken sind da: der Boden kann steinig sein oder Vögel können die Samenkörner aufpicken. Im Gleichnis wird der Samen mit dem Wort Gottes verglichen. Wir selber können das Bild des Sämanns benutzen, um zu verstehen, was unser Sprechen mitunter schwierig macht. Wir können Worte aussäen, haben aber keine Garantie, dass sie auf fruchtbaren Boden fallen. Sollen wir deshalb auf das Aussäen verzichten? Natürlich nicht. Schließlich enthält der Samen die zukünftige Frucht oder zumindest das Potential dafür.

Wir können versuchen, dem Samen, unserem ausgesäten Wort, möglichst gute Bedingungen zu verschaffen. Nicht jeder Zeitpunkt, nicht jede Umgebung ist geeignet für ein wichtiges Gespräch. Das Gesagte kann durch zu viel Ablenkendes untergehen. Worte brauchen Zeit, um sich zu entfalten. Ich kann nicht erwarten, dass alles sofort verstanden oder in die Tat umgesetzt wird; Geduld ist gefragt. Der keimende Samen braucht Nahrung; vielleicht ist meine Lebenserfahrung eine wichtige Ergänzung zum Gesagten. Und zu guter Letzt brauche ich Vertrauen. Ich bin nicht alleine dafür zuständig, dass das, was ich säe, so wächst, wie es meinen Vorstellungen entspricht. Dafür braucht es – Gott sei Dank – andere Menschen, mit denen ich im Austausch bin und die ihrerseits Worte aussäen und auf Frucht hoffen.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Wir Menschen brauchen Worte um miteinander in Kommunikation zu treten, miteinander zu lachen, zu weinen und uns füreinander zu interessieren. Unsere Sprache hat einen unglaublich hohen Wert.

„Unser tägliches Wort gib uns heute“

Menschen, mit denen nie gesprochen wird, vereinsamen und verkümmern. Neben dem Hunger in der Welt – dem Hunger im buchstäblichen Sinne – gibt es den Hunger nach Worten, nach Beziehung, nach Nähe. Und so möchte ich die bekannte Vater-unser-Bitte „Unser tägliches Brot gib uns heute“ ergänzen durch „Unser tägliches Wort gib uns heute“.

Ich habe an dieser Stelle in den vergangenen Tagen unterschiedlichste Aspekte von Worten, Gesprächen und Kommunikationsformen vorgestellt. So manchen Fallstrick habe ich benannt, und auch Fehlformen und Gefahren in unserem Umgang mit der Sprache. Zum Abschluss dieser Woche ist es mir aber wichtig, den Wert, das Großartige unserer Sprache und unseres Sprechens hervorzuheben.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ ist ein Ausspruch Jesu im Matthäusevangelium. Dorothee Sölle ergänzt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er stirbt sogar am Brot allein.“ In ihrem Buch „Die Hinreise“ beschreibt sie den Tod „am Brot allein“ als einen Tod durch Alleinsein, durch Beziehungslosigkeit, dadurch, dass Menschen sich nicht füreinander interessieren, nicht mehr lachen, nicht mehr weinen, sich keine Sorgen um die anderen machen.

All das brauchen wir aber für ein erfülltes Leben, und für all das brauchen wir Worte und das Gespräch. Wir können keine Beziehungen aufbauen, wenn wir nicht miteinander sprechen oder unsere Erfahrungen teilen. Wir können unseren Kindern keine Lebensperspektive eröffnen, wenn wir ihnen nichts erzählen von dem, was uns wichtig ist, von dem, was Menschen erlebt haben, was sie geleistet, aber auch erlitten haben.

Es gibt Worte, ohne die Menschen nicht leben können. „Du bist mir wichtig“. „Du kannst mir vertrauen“. „Ich traue dir etwas zu“. „Gib die Hoffnung nicht auf“. Eine lange Liste könnten wir jetzt anlegen. Es sind Sätze, die wir selber aussprechen können ebenso wie Sätze, auf die wir warten und die wir hören möchten. Als Christen kennen wir Worte von Jesus, von Gott, von Propheten, die in dieser Reihe ihren Platz haben.

„Unser tägliches Wort gib uns heute“ - wir brauchen es.